

Einstimmende Erinnerung

II

.....

Ein Abend im Mai des Jahres 1991 nach Geschäftsschluss auf der Frankfurter Zeil. Ein laut Plakat aus Jena kommender Marionettenspieler verstaut seine Puppen in eine Reisetasche und zählt seine Münzen. Angetrunkene umlagern eine Bronzeplastik, und Jugendliche mit oder ohne Tätowierungen und Irokesenschnitt johlen auf ihren Roller-Skates.

Dann öffnet die Katharinenkirche ihre Pforten. Nicht weit von hier wohnten die Gontards im Palais *Weißer Hirsch* am Großen Hirschgraben, wo Hölderlin seine zweite Hauslehrerstelle inne hatte, zu einer Zeit als Goethes Mutter noch in der Nachbarschaft lebte ebenso wie die Dichterin Karoline von Günderrode und eine Zeitlang Hegel. Vor der Abendkasse am Kirchenportal bildet sich rasch eine Schlange. Einer fragt, ob es hier ermäßigten Eintritt für Aussteiger gebe; die Schlange Stehenden quittieren das mit müdem Lachen.

In der bis auf wenige Bankreihen an den Seiten ausgeräumten Katharinenkirche verhüllen Plastikfolien Boden, Stufen, Altar und Orgel. Chorfrauen erscheinen hinter dem Altar. In der Kirchenmitte kauert Friedrich Hölderlins Hyperion und erzählt von seiner Jugend, seiner Erziehung zum Idealisten,

seiner Liebe und wie sie sich in unstillbare Sehnsucht nach dem Unerreichbaren verwandelt habe. Die Chorfrauen, halb Musen, halb Erynnyen, kommentieren Hyperions Leben und Scheitern.

Etwas aufglühendes Abendlicht fällt durch die bunten Kirchenfenster, verstärkt durch das Spiegelglas der Bankhochhäuser ringsum. Man hört eine verträumt klingende Glocke, so als erinnerte sie sich vage an die verstreichende Zeit.

Hyperion spielt seine Jugend, Diotima die ihre, umhüllt von Plastikfolien. Sie wirken dadurch bekleidet und entblößt zugleich, stark und verletzlich. Der sakrale Raum verwandelt sich in eine Opferstätte. Geopfert werden Liebe und Ideal, Hoffnung und der Glaube an eine neue Religion. Zurück bleibt das Gefühl von Vergewissung und Irritation. »So kam ich unter die Deutschen«, räsoniert Hyperion, in Frankfurt gespielt von einem Türken namens Ömer. Er sagt, was nicht im Text steht aber stehen könnte: IMMER STEHEN WIR MIT EINEM FUSS IM FREMDEN.

Dann ruft er mehrmals Diotima, obwohl sie neben ihm steht. Sie versuchen eine Umarmung, greifen ins Leere, entfernen sich dabei immer mehr voneinander. Diotima. Die Geliebte als Pseudonym. Natürlich durfte sie im Roman nicht Susette Gontard heißen. Und Hyperion nicht Hölderlin. Wie viel Mühe hatte es Hölderlin gekostet, Diotima von Susette zu trennen und sich von Hyperion, frage ich mich. Konnte die Arbeit am Roman sein Begehren aufheben oder steigerte es sich noch dadurch? Und wie war ihr, Susette, beim Lesen des *Hyperion* zu mute? Was empfand sie? Wir wissen es nicht, wissen nie das Entscheidende. Wem sonst als Dir. Gab es je eine innigere Widmung als diese Ellipse? Hölderlin trug sie ein in den zweiten Band seines *Hyperion* 1799, den trotz eifriger Bemühungen des Verlegers, Cottas immerhin, damals kaum jemand zur Kenntnis nehmen wollte. Wem sonst als Dir.

Warum aber diese Folien im Kirchenraum, die man sonst nur bei Renovierungsarbeiten sieht? Sollen durch sie die Konturen des Wirklichen ins Fließen geraten, ganz so wie Hyperion seine Welt in Hölderlins Roman wahrgenommen hat? Sein Idealismus hindert ihn daran, den wahren Charakter seiner Umwelt zu erkennen. Hyperions Gefühlsstärke und Begeisterungsfähigkeit rauben ihm die Besinnung und somit den Sinn für das Mögliche. Sein visionärer Weitblick steht wirklicher Einsichtsfähigkeit entgegen. Aus Hyperion wird schließlich ein ernüchtert Suchender. Und doch obsiegt am Ende die Hoffnung: »Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streite, und alles Getrennte findet sich wieder.«

Noch der umnachtete Dichter konnte mit der Hand auf sein »Tischle« schlagen, wenn er Streit gehabt hatte – »mit seinen Gedanken!«, wie Lotte Zimmer nach Aussage ihres späteren Untermieters, Ernst Friedrich Wyneken, überlieferte.

Nichts kann trügerischer sein, als sich auf Hölderlin berufen zu wollen. Seine Dichtung sanktioniert nichts, was wir heute tun. Was sie »stiftet« ist die Anforderung, sich mit einer unerhörten Sprache auseinanderzusetzen, sprich: mit dem, was im Deutschen an poetischer Unerhörtheit möglich ist.

Eine Anthologie nach dem Muster »Mit Hölderlin durch das Jahr« wäre unsinnig, ganz gleich wie viele Gedichte er über Saat und Ernte, Sommer und Winter, Heimkunft und Abschied geschrieben hat. Denn diese Gedichte sind keine Wegbegleiter, sondern ein schwindelerregender Gratwandel für jeden Leser.

»Was ist es, das / An die alten seligen Küsten / Mich fesselt, daß ich mehr noch / Sie liebe, als mein Vaterland?« Nicht selten sind wir versucht, mit Hölderlins Fragen zu antworten und mit seinen Behauptungen zu fragen. Haben wir aber noch die Gewissheit mit ihm zu sagen: »Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch?« Wären wir etwa hymnisch ge-

nug gestimmt, um im Geiste seiner *Friedensfeier* guten Gewissens und freien Herzens ausrufen zu können: »... bald sind wir aber Gesang«?

Sollen wir wirklich Hölderlins Zeitgenossenschaft beschwören? Oder bleibt uns nur, seine Fremdheit zu konstatieren? Als man des Dichters hundertsten Todestages gedachte, geschah dies – man schrieb das Jahr 1943 – mit einer »Reichsfeier«, mit Kränzen des »Führers« und seiner Bildung vortäuschenden Paladine, mit dem »Schicksalslied« in der Vertonung von Johannes Brahms und einer unsäglichem Rede des vom Reichsstatthalter eingesetzten ersten Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft, des »Dichters« Gerhard Schumann (dessen Name um der Literatur willen auch gleich wieder zu vergessen ist). Auf diese gespenstische Weise sollte Hölderlin, kaum ein Vierteljahr nach Stalingrad, endgültig ideologisch vereinnahmt werden. Man mache sich jedoch die Mühe und lese einmal nach, wie sich – trotz aller Konzessionen an den braunen Zeitgeist und der auf ihnen lastenden Erwartungen der Partei-offiziellen – Paul Kluckhohn und der junge Friedrich Beißner in ihren beiden Gedenkvorträgen an jenem 7. Juni 1943 dennoch um ein differenziertes Hölderlin-Bild bemüht haben. Ein Jahr später ließ ein anderer Hölderlin-Verehrer dem vom Dichter geforderten »kühneren Wort« die denkbar kühnste Tat folgen: Claus Schenk Graf von Stauffenberg.

Die Nöte mit dem deutschen Vaterland, selbst die Vereinigungs- und Flüchtlingsprobleme, auch sie ließen sich mühe-los mit Hölderlin-Zitaten zieren. Doch Hölderlins Gegenwart beruht nicht darauf, dass wir aus seiner Dichtung Versatzstücke lösen (können). Er ist gegenwärtig durch sein Ringen um Zusammenhang in einer zerrissenen Welt. Die Unbedingtheit, mit der er seinem Willen zur Ganzheit Ausdruck zu verleihen suchte, berührt, ja erschüttert – sogar noch in seinen Fragmenten.

Hölderlin und die Folgen

Görner, R.

2016, X, 150 S., Hardcover

ISBN: 978-3-476-02651-4